

Essay

Leben im Altersheim: Ist das alles, was bleibt?

Corona hat viel Elend in die Altersheime gebracht. Die Bewohner wurden weggesperrt. Heute ist vieles anders. Und doch bleibt es schwer.

Es ist ein Donnerstagnachmittag im Dezember. Draussen regnet es. Bald wird der erste Schnee fallen. Ich sitze im Zimmer meiner Grossmutter im Altersheim. Sie sitzt vis-à-vis von mir. Seit ein paar Monaten lebt sie im Heim. Sie ist 93 Jahre alt, bald 94. Sie hat abgenommen in letzter Zeit. Manchmal lacht sie. Meistens erzählt sie von der vergangenen Zeit.

Während sie erzählt, sehe ich mich um. Starre das Jesuskreuz an, das früher in der Stube der Grossmutter hing. Ich sehe Familienfotos, mitgebrachte Pralinen, Blumen. Die Türe ist offen. Draussen im Korridor huscht eine Pflegerin vorbei. «Bonjour Madame», sagt sie beim Vorbeigehen.

Die Situation in den Altersheimen ist seit Corona schwierig, traurig, beelend. Das Altersheim wurde zum Politikum.

Zu Beginn der Pandemie wurden die Menschen in den Heimen von der Aussenwelt abgeschottet. Niemand gelangte rein, niemand gelangte

raus. Zahlreiche Bewohner und Bewohnerinnen starben aufgrund einer Corona-Infektion. Die Trauer im Kanton und in den Familien war gross. Totenwache war unmöglich. Abschied nehmen ging nur im kleinen Kreis.

Nach Monaten in dieser Pandemie ist die Situation in den Heimen eine andere. Besuche sind möglich. Aber nur mit Zertifikat.

Als ich klein war, verbrachte ich viel Zeit im Altersheim meines Heimatorts. Meine Mutter arbeitete dort. Sie war Witwe. Ich machte meine Hausaufgaben im Aufenthaltsraum, die Bewohner halfen mir. Ich ass mit ihnen zu Mittag und schaute mit ihnen fern.

Als wir einmal zusammen eine Comic-Serie schauten, sagte eine ältere Dame zu mir: «Du bist so jung, du hast noch so viel Zeit. Mach etwas aus deinem Leben. Ich warte hier eigentlich nur, bis ich sterben kann.» Zwei Wochen später war sie tot.

Das war schwierig für mich.

Und doch: Wir hatten eine gute Zeit. Damals waren die Besucherregeln locker, der Umgang ein anderer und Corona weit weg.

Mit den steigenden Neuinfektionen werden Besuche in Altersheimen wieder schwieriger. Vor den Altersheimen stehen vor allem nachmittags Menschen in Schlängen. Für jeden neuen Besuch muss ein Formular ausgefüllt werden. Name, Adresse, Nummer – und immer dieselben Fragen zu Corona. «Hatten Sie in den letzten Tagen Kontakt zu einer positiv getesteten Person?» – «Haben Sie Covid-19-Symptome?»

Für die Heime sind diese Befragungen ein organisatorischer und emotionaler Mehraufwand. Bei den Besuchern und Besucherinnen lösen sie Verunsicherung aus. Das Virus, der unsichtbare Feind, könnte überall sein.

Niemand weiss heute, ob die Heime bald wieder schliessen müssen. Ich weiss nicht, wie lange ich meine Grossmutter noch besuchen kann.

Vor ein paar Wochen sind im Oberwallis wieder Bewohner und Bewohnerinnen von Altersheimen mit Corona infiziert worden. Fast alle waren geimpft. Viele hatten milde Verläufe. Aber ein paar sind gestorben. Seit Monaten gäbe es eine Lösung. Bund und Kantone haben geschlafen. Doch der Booster kam für einige Bewohner zu spät. Im Wallis war es eine Frage von Wochen.

In der Pflege herrscht eine permanente Anspannung. Es herrscht steter Druck und ständiger Personalmangel. Seit dem Beginn der Pandemie hat sich die Lage zugespitzt. Bis 2030 fehlen in der Schweiz 65 000 Pflegende.

Für einen Schwatz, ein Spiel, einen gemütlichen Kaffee bleibt den Pflegenden kaum noch Zeit. Sie sind stetig beschäftigt. Sie füllen Dosiers aus, protokollieren ihre Arbeitsschritte, kümmern sich um dies und das – und müssen doch für alle Bewohnerinnen und Bewohner da sein. Sie versuchen meistens ihr Bestes zu geben.

Im 15 Quadratmeter grossen Zimmer meiner Grossmutter sehe ich das schmale Bett. Ich sehe den Tisch, den sie kaum braucht, weil die Familie nicht mehr zum Essen kommt. Ich sehe meine Grossmutter, die mal ganz eine andere war. Ich sehe das menschliche Ergebnis eines ereignisreichen Lebens.

Ich sitze auf einem Stuhl und trage meine Maske. Meine Grossmutter sagt: «Nimm sie doch ab. Ich versteh dich nicht.»

Ich sage zu ihr, dass das nicht geht. Und ich frage mich: «Ist das alles, was bleibt?»

In einem Leben eines 90-jährigen Menschen ist viel passiert. Diese Generation hat unseren Wohlstand mit erschaffen. Sie hat investiert. Viele von diesen Menschen können heute nicht mehr selbst für sich sorgen. Sie brauchen Pflege, sie brauchen Zuneigung und Zeit. Sie brauchen Windeln.

Ende November stimmte das Schweizer Stimmvolk über die Pflegeinitiative ab. Das Wallis sprach sich mit 59 Prozent

dafür aus. Die Schweiz mit 61 Prozent. Manche Berufsleute waren sehr froh darüber. Andere sprachen von einer Alibiübung. Davon, dass der Gegenentwurf besser gewesen wäre. Er wäre schneller umgesetzt worden. Es hätte mehr Geld gegeben. Die Chance, dass es tatsächlich wieder mehr junge Menschen in die Pflegeberufe zieht, wäre grösser gewesen. Ob's stimmt?

Was man weiss: dass die Situation schwierig ist. Und dass man nicht weiss, wie sie sich verändern wird.

Meine Grossmutter bittet mich nochmals, die Maske abzulegen. Ich verneine. Sie lacht und schaut weg.



Rebecca Schüpfer (sr)
r.schuepfer@pomona.ch

Kolumne

Am der Schwelle stehend

Es wird Zeit, den Dreck aus den Ecken zu kehren. Schnappen Sie sich einen Besen und los! Hui!

An Silvester zelebriert fast jeder Bräuche oder Rituale und sei es nur der traditionell geäußerte Wunsch: «Äs güäts Niwws». Spätestens dann steht die Frage im Raum, was das neue Jahr bereithält. An der Schwelle stehend, richtet sich der Blick meist lieber hoffnungsvoll in die unbekannte Zukunft, in der noch alles möglich scheint, als zurück ins vergangene Jahr, wo nichts mehr zu ändern ist und statt eines goldigen «Happy-New-Year»-Schriftzugs nur klebrig-ges «Schpinnuwupp» die Ecken zierte. Ja, die verflixten Ecken!

Als kleiner Silvesterbrauch wende ich mich diesen Ecken nochmals zu. Ich habe mir nämlich vorgenommen, aufgeräumt ins Neue zu rutschen, statt blind vertrauend in Altes zu schlittern. Dazu hilft der unangenehme Blick in die Schlupfwinkel für Dämonen, wie es im Volksglauben heisst, was mir passend scheint. Wie oft verbannt man etwas in die Ecke, in der Annahme, so werde man los, was man nicht hören, sehen, bereden oder fühlen will. Wenn es in der Ecke steht mit dem Gesicht zur Wand, ist es einfacher, zu tun, «wiä nix wee», nicht wahr? Nein.

Die Ecken füllen sich mit der Zeit, Ekliges entwickelt sich im

Dunkeln, bis «ds Läbiga dri chunnt» und anfängt aus den Ecken zu kriechen. Es nimmt immer mehr Platz ein, verursacht beengende Gefühle. Fehlt nur noch ein letztes dämonisches Staubkorn und der emotionale Haushalt platzt aus den Nähten. Diesem letzten Stäubchen wird vorgeworfen, verantwortlich für den ganzen Dreck in der Stube zu sein, derweil der Besen stumm in einer anderen Ecke harrt.

Meiner hat zu lange gewartet. Jetzt ist es höchste Zeit, ihn zu schwingen und mich zu fragen: Was darf mit über die Schwelle ins neue Jahr und was darf sich endgültig im Silvesterfeuer in Rauch auflösen?

Als Erstes sollte der allseits hinderliche Egoismus flächendeckend weggewischt werden. Im Zeitalter des Narzissmus dürfte das allerdings schwierig werden. Egal. Ich wollte ja bei mir wischen. Also: Was ich alles aus meinen persönlichen Ecken herauskehre, verrate ich Ihnen an dieser Stelle selbstverständlich nicht. Na gut. Ein, zwei Beispiele. Weil Sie es sind. Aber ohne Details!

Ich habe im letzten Jahr einige neue Menschen kennengelernt und einige Menschen neu kennengelernt. Von Letzteren werde ich manche nicht mehr

mit über die Schwelle wischen. Aber das ist okay. Ich bedanke mich für die gemeinsame Zeit und verabschiede mich ohne Groll. Trennung ohne Spaltung. Das geht. Wenn man regelmässig in den Ecken wischt.

Ich ertappte mich auch dabei, wie ich versuche «z bschiüssu». Besonders hässliche Emotionen und Charaktereigenschaften versuche ich unter den Teppich zu kehren, manchmal nicht unter den eigenen. Diesen Selbstbetrug durchschaut man jedoch rasch. Wenn man regelmässig in den Ecken wischt.

Und noch einen «Trügg» auf den Weg: Wischen Sie nicht zähneknirschend. Wischen Sie leichtfüssig. Und rufen Sie dabei unbedingt zwischen-durch laut «Huiii!». Spätestens dann müssen Sie lachen. Und das werden Sie immer öfter. Wenn Sie regelmässig in den Ecken wischen.



Luciana Brusa, 1979, lebt in Visp. Sie ist Erzählerin.
info@lucianabrusa.ch

Echo vom Berg

Am Ende wird alles gut

Draufund dran, bis zum Letzten noch ein, zwei Brocken zu wälzen, sagte mein alter Freund Ego: «Lass es gut sein. Die laufen dir sicher nicht weg.»

Wie recht er damit leider haben wird, können wir höchstens ahnen.

Zu fürchten ist jedenfalls, dass die imaginäre Liste, was alles anders werden sollte und doch nicht besser wurde, auch im nächsten Jahr Zuwachs erhalten wird.

Schon angedroht sind etwa: die äusserst dürftig begründete Aufhebung, sachlich falsche von Bezirksgerichten, der weitere Abbau medizinischer Grundversorgungen in den Randgebieten oder die finanzielltechnokratisch verschärkte Knechtung der Gemeinden mittels eines neuen, schönfärbigerisch sogenannt harmonisierten Rechnungsmodells.

Aber wie gesagt: Lassen wir es sein.

Allein schon die gefühlte sechzehndreissig verschiedenen Glückwunschkarten, die uns in den letzten Wochen aus der Kantsverwaltung erreichten, verführen uns dazu, neue Hoffnung zu schöpfen.

Alles professionell gestaltet, schön und mehrfarbig gedruckt, mit Sinsprüchen angereichert, dass sich die Balken biegen.

Selbst die Staatsräte beschwö-

ren unter der vergoldeten Ziffer 2022 handschriftlich hingekritzelt ihre Devisen. Da ist auf sieben Zeilen von schönen Sachen, vom Fluss der Veränderungen, gegenseitigem Respekt, von gemeinsamer Energie, von bereichernden Begegnungen, vertrauten Gesprächen und herzlichen Momenten, von Solidarität, Hoffnung und Zusammenleben überschwänglich die Schreibe.

Für die grösste Überraschung und echte Zuversicht sorgt diesmal die Weihnachtskarte aus der Dienststelle für Migration, die geradezu peppig propagiert, Zitat: «ONE Plätzchen A DAY KEEPS THE Weihnachtsstress AWAY».

Menschlicherweise können die aufgrund ihrer Zuständigkeit doch nur Plätzchen meinen für Flüchtlinge in den Gummibooten auf dem Mittelmeer, Asylsuchende aus Afghanistan und Syrien, unbegleitete minderjährige in den Elendslagern auf den griechischen Inseln oder vielleicht für ein paar der Hundertausenden Papierlosen in unserer Mitte, die weiss nicht wo überall für uns arbeiten, aber in der Bürokratie trotzdem nicht existieren.

Vielleicht wird am Ende tatsächlich alles gut. Und wenn es

nicht gut ist, so ist es noch nicht das Ende – soll der Schriftsteller Oscar Wilde den Satz angeblich komplettiert haben.

In diesem Sinne allen in Berg und Tal ein glückhaftes neues Jahr! Habt euch Sorg und bleibt gesund.



Beat Jost, 1954, ist Gemeindepräsident in Albinen und war Journalist, Gewerkschafter und Grossrat.
beat.jost@albinen.ch